

**Der Eremit.**  
Von Ernst L. Schellenberg.  
Du mußt mich lieben, Herr! Ich bin  
Lose du und lebe tief in deinem Schat-  
ten;  
Ich war dein Traum, du gabst mir die  
Gestalt  
Und eine Hütte auf bewohnten Matten.  
Und löstest mich aus deiner Ewigkeit,  
Daß mir das Glück des Wiederfindens  
werde;  
Nun geh' ich suchend durch die kleine  
Erde  
Und flüchte vor der ruhelosen Zeit.  
Denn hier ist alles, doch du bist das  
Nichts,  
Unfasslich gleitend wie die Frühling-  
winde  
Herr, weise mir die Wege deines  
Lichts,  
Daß ich den Weg zurück zur Heimat  
finde!

**Pique Aff.**  
Brieffragmente von A. v. Eremit.  
14. März.  
... Du siehst es nun, mein Lie-  
ber, wie gefährlich es ist, sich ein  
Versprechen geben zu lassen von Leu-  
ten, die, wie ich, den schlechten Ton  
besitzen, es in eigensinniger Weise zu  
halten. Die in Deiner harmlosen  
Liebenswürdigkeit gewünschten Reise-  
berichte wirst Du also über Dich er-  
gehen lassen müssen!  
Venezia la dominante zeigte mir  
bei meiner Einfahrt ihr unfreund-  
lichstes Gesicht. Unter strömendem  
Regen, der in Massen in das  
schmutzige Lagunengewässer fiel, trug  
mich die „Gondola“ den großen Kanal  
entlang. Venedigs alte Herrlich-  
keit sah in dem trüben, grauen Lichte  
noch melancholischer als sonst aus.  
Gespinnstfäden lag die geräuschlose  
Stadt da, mit ihren märchenhaften  
Gebäuden, den dunkeln Gassen, den  
Gäßchen, den zahllosen schmalen, ge-  
wundenen Kanälen.  
Dann Antunft in dem zur moder-  
nen Karawanserei umgewandelten  
alten Palazzo.  
Anstatt der Leipziger Straße der  
Canale grande vor mir! Man muß an  
der Spitze eines aufstrebenden Be-  
triebes der Großstadt zu stehen, in  
der verkehrstollsten Gegend zu woh-  
nen verdammt sein und endlich, um  
diesem jermalnendem Haderwert für  
einige Zeit zu entkommen, aus Ven-  
ezia zu fliehen — um die Ruhe  
hier ganz zu empfinden und zu wür-  
digen. Diese mich umgebende Stille  
hat nach so viel Unwahrscheinliches  
für mich, daß ich wiederholt ans Fen-  
ster gehe, dort lausche und aufhorche.  
Und wahrhaftig: sie hält an. Nur  
zuzeiten ein langgezogener Laut aus  
menschlicher Kehle — der Ruf der  
Gondoliere. Oder das leichte Ge-  
räusch einer Barakke. Mir ist's, als  
öffneten sich die Herzen, die armen,  
von der Kultur mißhandelten, als  
saugten sie diese köstliche Stille in  
sich ein!  
Meinem Ruhebedürfnis kommt  
auch der Umstand auf das beste ent-  
gegen, daß ich mit keinem Menschen  
zu sprechen brauche. Selbst nicht an  
der Table d'hôte, die nicht an ge-  
meinfamer Tafel, sondern an kleinen  
Tischen serviert wird. Ich sehe solo.  
Und mein Nebentischchen ist noch  
frei....

16. März.  
Meine Sorge für Willkür des  
Hotelbrieffastens wird Du rührend  
finden. Man hat aber kein Recht,  
sich über Dinge zu beklagen, die man  
selbst heraufbeschworen. Das gilt  
meinen brieflichen Ergüssen, die sich  
so schnell folgen — und Dich errei-  
chen!  
Zunächst: Ich habe eine Nachbarin  
im Speisesaal. Mein bedeutendstes  
Erlebnis innerhalb der letzten vier-  
undzwanzig Stunden.  
Ich war gestern gerade mit dem  
Suppenlöffeln zu Ende, als der  
„Ober“ eine junge Dame an das noch  
unbesetzte Nebentischchen geleitete.  
Eine hohe Gestalt von edlem Eben-  
maß. Reiches, dunkelblondes Haar,  
voll heller sonniger Reflexe. Ich  
möchte es beneiden: es ist nicht ge-  
gleicht oder gefährlich. Von ihrem Ge-  
sicht behielt ich nur den Eindruck  
erster, auffallend blauer, blutroter  
Züge, während ihre dunkel strahlen-  
den, felsamen Augen — nie habe ich  
ähnliche gesehen — mein Empfinden  
wunderbar berührten. Ihr Bild  
schien zu sprechen. Von Trauer, von  
Dulde.  
Sie wählte ihren Platz leider so,  
daß sie mir den Rücken zuwandte.  
Hältst Du es für möglich, daß ich  
Freinschmecker, als der ich unter Euch  
herrsche bin, den hier stets bemer-  
kenswerten Tafelgenüssen kaum Be-  
achtung schenkte? Der Blick der  
Fremden, der Ausdruck tiefsten See-  
lenschmerzes, der in ihm lag, haften  
mir im Herzen. — Ich wartete, bis  
sich meine Nachbarin am Nebentisch  
erhob und an mir vorbeigeht.  
Sie sah mich nicht an. Desto voll-  
kommener nahm ich während ihres  
Vorüberschreitens ihr Bild in mir  
auf. Ohne zu viel zu sagen: sie ist  
selbst ein Künstlerin!

18. März.  
... Kann ein Wesen, das man  
früher nie gesehen, durch sein Erschei-  
nen allein einen Einfluß, ich möchte  
sagen einen magnetischen, ausüben?  
Empfindelie, untlare Gefühlsanlagen  
oder gar verlebte Schwärmen?  
Niemals habe ich mich in solche Ge-  
hege verirrt.  
Die Fremde wohnte im zweiten  
Stock, nach der Piazza San Moise  
hinans. Wie ich in Erfahrung bring-  
en konnte, kam sie mit einem älteren  
Herrn an, der kurz darauf wieder ab-  
gereist ist. Im Fremdenbuch hat er  
Erläuterung als Heimatsort und einen  
russischen Namen eingetragen. Mit  
den Hotelbediensteten wechselte sie kein  
Wort. Ihr Zimmer scheint sie nur  
zur Dinerstunde zu verlassen.  
Mein Gruß, meine stumme Ver-  
beugung heute bei Tisch fand keine  
Erwidernng. Während des Essens  
brannte es in mir vor Verger, vor  
— was weiß ich!  
Ich stand zeitig auf und ging in  
mein Zimmer zurück, welches an  
dem Gange liegt, der nach dem  
Speisesaal führt. Dort lauerte ich  
hinter der leicht angelegten Tür und  
lugte durch die Spalte.  
Als die Fremde vorbeikam, trat  
ich heraus. Wie zufällig. Und da  
ich auf diese Weise plötzlich neben ihr  
stand, konnten einige entscheidende  
Worte als durchaus angebracht gel-  
ten. Ich sprach Französisch. Ich  
hoffte auf ein mir sich zuwendendes  
Reigen des schönen Hauptes, auf ein  
flüchtiges Wort vielleicht....  
Nichts an ihr verriet, daß sie mich  
sah, geschweige denn hörte.  
Starb blühte sie wie in die Weite  
vor sich hin, es schien, als schreite sie  
einem fernen Ziele entgegen, dem ihre  
ganze Aufmerksamkeit gelte.  
Aber der vorbeistreichende Saum  
ihres Kleides hatte mich berührt!  
Und meine Augen folgten der sich  
entfernenden edlen Gestalt, von der  
etwas so Herbes und Rätselhaftes,  
mich übergewaltig Anziehendes aus-  
ging....

21. März.  
... Sie mühte kein Weib sein,  
wenn sie meine stumme Kulbildung,  
die ich ihr entgegenbringe, nicht be-  
merkte. Ihr Bild streift mich jetzt  
öfters. Mit demselben Ausdruck von  
Trauer und innerer Angst, der mich  
beim ersten Sehen so eigen ergriß.  
Nur will es mir scheinen, als feige  
in den herrlichen Augen, sobald sie  
den meinen begegnen, ein Selbstan,  
ein Suchen, ein zaghaftes Fragen  
auf....  
Weißt Du noch? Vor acht Tagen  
frohlockte ich über die mich hier um-  
gebende Stille. Und nun beginnt sich  
in mir etwas so Unruhevolles zu  
regen....

22. März.  
... Es war nach dem Frühstück  
heute, vor dem Hotel am Kai. Meine  
Zigarette hatte ich eben in die Laga-  
ne wandern lassen; ich wollte die  
frische Luft des Frühlingmorgens  
besser einatmen. Da bog eine Gon-  
dola aus dem nächsten Seitentanal.  
Zu meiner Verwunderung erkannte  
ich in ihr die Fremde. Als das  
Fahrgeschäft an unserer Landungsstreppe  
ankam, war ich bereits zur Stelle,  
um beim Aussteigen behilflich zu  
sein. Meine Hand streckte sich ihr  
entgegen, und nach kurzem Zögern  
legten sie ihre Finger in die meinen.  
Ihr Arm zitterte merklich. Ich  
redete sie an. Und erkämpfte das  
Repertoire meiner Sprachkenntnisse.  
Aber weder den französischen noch  
englischen, weder den italienischen  
noch deutschen Worten gab sie eine  
Silbe zur Erwiderung. Nur ein  
müdes, aber unendlich liebliches Läch-  
eln flog über die zarten Züge. Sie  
dankte, indem sie den Kopf neigte.  
In der einfachen Bewegung lag be-  
zaubernde Grazie!  
Mir kam der Gedanke: steht eine  
Stumme vor Dir? In demselben Au-  
genblick krampfte sich ihre Hand zu-  
sammen. Sie stieß einen Schrei aus  
und rief in mir unbekannter Sprache  
ein paar Worte, die ein plötzliches  
Entsetzen ausdrücken mußten. Sie  
wankte und starrte mit weit geöffneten  
Augen über meine Schulter.  
Unwillkürlich wollte ich mich um-  
wenden. Aber schon trat ein Herr  
hinter mir vor, auf sie zu, ergriff  
ihren Arm und führte sie, hastig und  
heftig auf sie einredend, ins Hotel.  
Nachts.  
Da mich der Schlaf flücht, mag  
Schreiben das beste sein....  
Sie kam den Tag über nicht mehr  
zum Vorschein. Ebenjenseitig  
plötzlich aufgetauchter Bekannter, der  
nach Meinung des Hotelbetreibers ein  
orientalisches Idiom, er glaubt Ar-  
menisch, mit ihr gesprochen hat.  
Am 7 Uhr rief das Dröhnen des  
Gongs zur Table d'hôte. Meine  
Nachbarin fehlte. Der erste Gang  
wurde aufgetragen und abgenommen;  
eine Schüssel folgte der anderen.  
Raum daß ich es bemerkte. Mein  
Nebentisch blieb leer.  
Wenn sie das Hotel verlassen hätte?  
Wenn ich sie nicht mehr erblicken  
sollte? — Mich befiel ein fürstliches  
Verlangen. Sie nur eintreten zu  
sehen. Sie neben mir, dort, an je-

dem Plage, sitzen zu sehen. Sie,  
das stumme, mädchenhafte Wesen,  
das nie ein Wort zu mir gesprochen  
und mir doch so nahebefandend, die  
Fremde, von der mir alles unbekannt,  
von der ich nur weiß, nur fühle, daß  
sie leidet. Und deren Anblick, deren  
Erscheinung mit unentbehrlich zu wer-  
den droht.  
Einmal ließ mich ein Geräusch  
vor der Saalür — wie von Schrit-  
ten und Stimmen — Augenblicke  
lang ihr Kommen noch erhoffen.  
Vergeblidh.  
Erst als ich erfuhr, daß sie noch  
im Hause verweile und nichts von  
ihrer Abreise verlautete, atmete ich  
auf.  
Ich ging aus und betrat erst nach  
zielloser Wanderung durch Gassen  
und Gäßchen, über Brüden und Kan-  
näle, in vorgerückter Nachtstunde  
mein Zimmer.  
Ich schob, ohne Licht zu machen,  
einen Sessel ans Fenster.  
Vor mir die vom Mondlicht klir-  
mende Wasserfläche, versank ich in  
Sinnen, und die sich selbst überlassen  
Gebanten spinnen ihre Fäden.  
War mir in einer früheren Exi-  
stenz die Fremde schon begegnet?  
Hatte sie da mir nahe gestanden, so  
daß ich jetzt noch einer magischen  
Anziehungskraft unterlag? — Oder  
träumte ich in diesem Leben schon  
von ihr?  
Plötzlich ließ mich das schnelle  
Öffnen und Schließen meiner Tür  
auffordern. Und ein leises Rascheln,  
das ich zu hören glaubte. Ich fuhr  
mit dem Kopfe herum, lauschte an-  
gespannt, vernahm jedoch nichts we-  
ter.  
Es konnte sich jemand im Zimmer  
geirrt und aus Versehen geöffnet  
haben.  
Als ich später den elektrischen  
Draht erlöschen ließ, schimmerte mir  
ein weißer Fleck auf dem Dunkelrot  
des Teppichs entgegen. Unweit der  
Tür. Ich bückte mich. Meine Hand  
ergriff ein Papier. Ein Blatt aus  
dem Kartenspiel: Pique-Aff.  
Vor mir auf dem Tische liegt es  
jetzt; die Eden lassen es erkennen: ein  
fast neues Blatt. Aus meinem Besitze  
stammt es nicht. Ich habe keine Kar-  
ten bei mir.  
Offenbar stand aber das vernom-  
mene Geräusch mit diesem Funde im  
Zusammenhang.  
Was soll diese geheimnisvolle  
Karte, deren schwarze Mitte, einer  
Dolchspitze gleichend, mein Auge  
bannet und immer von neuem darauf  
zurücklenkt?  
Ein feiner Duft — ein zarter  
Weichenduft — entströmte dem Blatt.  
Stammte es von ihr? Was für es  
in mein Zimmer? Zu welchem  
Zweck?  
Zeigte nicht die Uhr in wenigen  
Minuten Mitternacht; ich ergwänge  
mir zu ihr den Zutritt....  
Am Abend darauf.  
Am Hotel, dem alten Palazzo,  
gleiten dicht besetzte Gondeln, mit  
bunten Lampionen reich geschmückt,  
langsam vorüber. Mandolinen-  
klänge, im weichsten Piano anschwel-  
lend, dann leise verhallend, bringen  
zum Fenster empor....  
Nur nimmt das Auge das an-  
mutvolle Bild auf, das Ohr die  
süßen Töne — die Seele weilt aber  
noch bei dem erschütternden Erlebnis-  
des Tages....  
... Die ersten Erkundigungen  
heute morgen galten der Fremden.  
Sie hat mit dem plötzlich aufgetau-  
chten Herrn das Haus des Nachts ver-  
lassen. Nach einem zwischen beiden  
stattgefundenen heftigen Streit. Ein  
Kellner verriet mir noch: gestern,  
während des Dinners, sei sie auf dem  
Wege zum Speisesaal gewesen, kurz  
vor ihm jedoch von ihrem Begleiter  
fast mit Gewalt zurückgehalten wor-  
den. Ihre Rückkunft wurde erwar-  
tet, da auf eine heimliche Abreise  
nichts hingedeutet schien und sich ihr  
sämtliches Gepäc im Hotel befand.  
Ihr Bekannter hatte gestern, nach sei-  
ner Antunft, ein Zimmer für sich ge-  
nommen, doch ohne ein Gepäcstück  
mitzubringen.  
Ich habe den Vormittag, den Mit-  
tag, den Nachmittag in der Halle  
nächst dem Eingangstore zugebracht.  
Bald auf diesem, bald auf jenem  
Korbessel sitzend, bald hin und her  
patrouillierend. Lebend, rauchend. Im  
Inneren siebernd.  
Sie erschien nicht wieder.  
Gegen 5 Uhr brachte mir der Por-  
tier die zweite Ausgabe der hiesigen  
„Gazette“. Ich lese italienische Zei-  
tungen, besonders um mich in der  
Sprache zu vervollständigen. Ich  
durchflog das Abendblatt, las diesen  
und jenen Artikel. Ohne daß mir  
der Inhalt recht zum Bewußtsein  
brang.  
Da stieß ich im lokalen Teil auf  
eine Notiz. Zuerst beachtete ich sie  
kaum. Dann fachte ich sie schärfer  
ins Auge. Ich las zweimal, dreimal,  
und — von einer jähen Eingebung  
erfaßt — stürzte ich an den Kanal.  
Ich sprang in eine Gondel.  
Zehn Minuten später landete ich  
am Palazzo Loredan, dem Polizei-  
präsidium.  
Es gelang mir schnell, mich mit  
den Beamten zu verständigen.  
Ein altes Weib, die Frau des ge-  
rade abwesenden „Kaufmanns“, führte  
mich durch schmuckige Gänge und  
Höfe in ein dunkles Hintergebäude, wo  
sie eine Tür aufriegelte.

17. März.  
... Das Mädchen beugte den Kopf  
weiter vor, und daß es rot wurde im  
Gesicht, das war nicht von dem Duft  
der Blumen, die ringsum im Garten  
in allen Weiten zwischen nützlicheren  
Pflanzen gestreut standen.  
Die Mutter fühlte dieses Notwer-  
den sehr wohl, wenn sie es auch nicht  
sehen konnte.  
Es lag in der Stille, die jetzt ein-  
trat, ein herzliches Zueinandersehen  
der Empfindungen zweier Menschen,  
die nicht nur Mutter und Tochter,  
sendern auch gute Freunde sind.  
Langsam wurde es dunkler; Sekun-  
den in solchen Lagen werden zu Mi-  
nuten, und Viertelstunden zu halben  
Ewigkeiten — Auf einmal hielt das  
Mädchen nicht länger an sich: Ganz  
unvermittelt legte es, plötzlich beide  
Hände auf den Arm der Mutter und  
den glühenden Kopf auf beide Hände:  
„Mutter, du weißt ja doch alles,  
sag mir, was ich tun soll.“  
Die Frau streichelte mit der freien  
Hand über das Haar ihrer Tochter  
und sagte ruhig und langsam:  
„Ja, ja, einmal kommt das so; in  
jedem Leben kommt das einmal so.“  
Das Mädchen sah nicht auf.  
„Mutter, was soll ich aber tun?“  
„Daß weiß ich auch nicht.“  
„So sag mir doch, wenn du das  
auch einmal erlebt hast, was hast denn  
du getan?“  
Es zuckte leise durch den Körper  
der Frau:  
„Was ich getan habe — aber das  
war ja doch nicht das Rechte.“  
„Nicht das Rechte?“  
Das Mädchen sah auf und suchte  
das Auge der Mutter. Diese sah  
noch gerade so wie zuvor und fuhr  
langsam mit dem Kopfe hin und  
her:  
„Nein, nein, das war nicht das  
Rechte, es war auch nicht gerade so  
wie bei dir. Es ist ja jedesmal ein  
bischen anders, aber es wird jedesmal  
dabei über ein Leben entschieden,  
manchmal ohne daß man es weiß,  
und doch will ich dir sagen, eine Lie-  
be, wie sie dir Albert entgegenbringt,  
ist immer etwas Großes.“  
„Aber Mutter, du warst doch dage-  
gen.“  
„Ja, schau: du hast mich auch  
sonst nie um Rat gefragt, und als  
Mutter war ich dagegen, weil du erst  
16 Jahre alt bist. Und wenn ich dir  
als Freundin sagen soll, was ich  
meine, welches das Gute und Richtige  
ist: ich weiß es nicht.“  
„Wie war's denn bei dir?“  
„Ja, das will ich dir schon er-  
zählen, wie es bei mir war.“  
Sie machte den Arm los, das Mäd-  
chen setzte sich aufrecht und lehnte  
sich an ihre Schulter. Leise begann  
die Frau und mit einer solchen Zärt-  
lichkeit, als wollte sie jedes Wort ih-  
rer eigenen Erinnerungen lieblosen.  
„Ich war in meiner ersten Stel-  
lung; in einer kleinen Stadt war's  
in bayerischer Schwaben. Ich kann  
wohl sagen, ich hatte es gut getroffen,  
die Frau war neidisch auf mich und  
der Mann stolz, und die Kinder, über  
die ich zu wachen hatte, hatten mich  
recht lieb. Wenn ich über die Stra-  
ße ging, blieben nicht nur die jun-  
gen Burschen stehen — ja, wenn man  
so 18 Jahre zählt und schön ist, da  
ist man reich — das weiß ich jetzt  
erst so richtig, nun ich 58 bin.“  
Sie machte eine kleine Pause, das  
Mädchen blieb ganz still.  
„Wir arbeiteten damals recht viel;  
da ist das, was du in deinem Bureau  
zu tun hast, doch gar nichts dagegen.  
Wir saßen manchmal bis Mitternacht,  
wir, die Frau, eine liebe Mutter und  
ich; wir arbeiteten an einer Aussteuer  
von einem Sohn jener Mutter, die  
ich nannte. Dieser Sohn war ein  
Bruder des Mannes der Frau, bei der  
ich diene.“  
Er hieß Emil Neubauer und hatte  
eine Braut, die nicht einmal die Aus-  
steuer hatte; er war Lehrer drau-  
ßen in einem Dorf und kam öfter  
herein, um nachzusehen, wie weit wir  
mit der Aussteuer waren, und wir  
beide sprachen auch öfter allein zu-  
sammen, Emil Neubauer und ich.  
Und einmal am Abend war sein Br-  
uder und seine Schwägerin fort, da  
sagte er zu mir: ob ich denn auch recht  
fleißig gewesen sei bei seinen Sa-  
chen?  
Das will ich schon meinen, gab ich  
stolz zurück. Dann fachte er mich  
bei der Hand und sah mir so seltsam  
in die Augen, daß ich seinen Blick  
nicht ertragen konnte. Dann ging  
er und schloß die Türen und dann  
faßte er mich mit beiden Händen und  
den Kopf und sagte leise: Marie, das

ist schön, daß du so mitgeholfen hast  
... Vorher hatte er nie du zu mir  
gesagt, aber ich hatte nicht die Kraft,  
etwas dagegen einzumenden, und er  
fuhr fort: Marie, gib nur Obacht,  
daß alles gut und recht wird, denn  
es kommt bei so etwas so viel auf  
Kleinigkeiten an, und du darfst schon  
fein aufpassen, denn das ist deine  
Aussteuer —  
Und als ich das gar nicht verstand,  
da faßte er fester mit beiden Händen  
in meine Haare, die so blond waren,  
wie die deinen jetzt und er bog meinen  
Kopf zurück — und küßte mich. —  
Und dann sprach er ganz leise: das  
ist dein Brautkuß gewesen.  
Nur ganz langsam verstand ich das  
alles, aber dann habe ich ihn gut zu-  
rückgegeben, den Brautkuß.“  
Die Frau schweig, aus weiter Fer-  
ne klang ein helles Abendglöcklein.  
Sie horchte und bog den weißen Kopf  
zurück, bis es ganz zu Ende war.  
Als das Glöcklein verlungen und  
sie immer noch lange nicht wieder  
sprechen wollte, sagte die Tochter  
leise:  
„Mutter.“  
Die blieb stille.  
Die Mutter wandte sich nach dem  
Mädchen um:  
„Mutter, du bist ja noch nicht fer-  
tig.“  
„Die Geschichte meinst du ... ja  
was schön war daran, daß ich schon  
zu Ende. — Man wollte es nicht  
— sie alle wollten es nicht, und  
Emil war nicht da. Die Briefe, die  
er mir täglich schrieb, bekam ich  
nicht, so waren sie alle gegen mich  
und ich allein hatte nicht die Kraft  
oder nicht genug den Willen zur Kraft  
— ich unterlag. — Ich meinte auch,  
weil das Glück einmal so ganz unver-  
hofft und ganz ungerufen zu mir ge-  
kommen war, es stünde immer an  
meiner Türe. Das war der große  
Fehler in meinem Leben. Man  
muß reich sein, wenn das Glück kom-  
men soll, es sei an Schönheit oder  
an Geld, oder an sonst etwas —  
immerhin die Aussteuer, von der ich  
sprach, war jedenfalls für eine dritte.  
Ich habe erst mit dreißig Jahren  
geheiratet, und schau, wenn ich jetzt  
so gebückt gehe, das Glück war es  
nicht was mich gedreht hat, und  
nicht meine weißen Haare, das ist auch  
nicht der echte Winter.“  
Aber ich hab's getragen. Du soll-  
test mir auch nicht helfen, ich sagte  
es nur darum, weil ich so gern, gar  
so gern wollte, daß du von der Freu-  
de ein klein Teil abkämpst —  
von der Freude, um die ich in meinem  
Leben zu kurz gekommen bin.  
Deswegen habe ich mich über dich  
immer so gefreut, das war immer  
meine wärmste Hoffnung und mein  
tiefstes Gebet.  
Gib mir keine Antwort, ich kann  
dir auch keinen Rat geben — und nie-  
mand kann es ...  
Geh!  
Geh, und sprich heute mit niemand  
mehr — — — und erinnere mich nie im  
Leben an diese Abendstunde — —  
gar nie — aber denke daran; —  
denke daran.“

**Abenddämmerung.**  
Stizze von Fritz Sängler.  
„Mutter, soll ich die Lampe holen?“  
„Nein, noch nicht.“  
„Aber du siehst nicht mehr genug.“  
Während das Mädchen zur Mutter  
sprach, hielt es den Kopf ein wenig  
auf die Seite geneigt, und hatte dabei  
so eine eigene Zärtlichkeit in der  
Stimme — fast, als wenn es selbst  
die Mutter wäre und hätte es mit  
einem tranken Kinde zu tun.  
Die alte Frau legte die Brille hin  
und die Arbeit daneben auf den  
Tisch:  
„Weißt du, es gibt wohl etwas,  
das man besser sehen kann, wenn es  
dunkel ist.“  
Das Mädchen beugte den Kopf  
weiter vor, und daß es rot wurde im  
Gesicht, das war nicht von dem Duft  
der Blumen, die ringsum im Garten  
in allen Weiten zwischen nützlicheren  
Pflanzen gestreut standen.  
Die Mutter fühlte dieses Notwer-  
den sehr wohl, wenn sie es auch nicht  
sehen konnte.  
Es lag in der Stille, die jetzt ein-  
trat, ein herzliches Zueinandersehen  
der Empfindungen zweier Menschen,  
die nicht nur Mutter und Tochter,  
sendern auch gute Freunde sind.  
Langsam wurde es dunkler; Sekun-  
den in solchen Lagen werden zu Mi-  
nuten, und Viertelstunden zu halben  
Ewigkeiten — Auf einmal hielt das  
Mädchen nicht länger an sich: Ganz  
unvermittelt legte es, plötzlich beide  
Hände auf den Arm der Mutter und  
den glühenden Kopf auf beide Hände:  
„Mutter, du weißt ja doch alles,  
sag mir, was ich tun soll.“  
Die Frau streichelte mit der freien  
Hand über das Haar ihrer Tochter  
und sagte ruhig und langsam:  
„Ja, ja, einmal kommt das so; in  
jedem Leben kommt das einmal so.“  
Das Mädchen sah nicht auf.  
„Mutter, was soll ich aber tun?“  
„Daß weiß ich auch nicht.“  
„So sag mir doch, wenn du das  
auch einmal erlebt hast, was hast denn  
du getan?“  
Es zuckte leise durch den Körper  
der Frau:  
„Was ich getan habe — aber das  
war ja doch nicht das Rechte.“  
„Nicht das Rechte?“  
Das Mädchen sah auf und suchte  
das Auge der Mutter. Diese sah  
noch gerade so wie zuvor und fuhr  
langsam mit dem Kopfe hin und  
her:  
„Nein, nein, das war nicht das  
Rechte, es war auch nicht gerade so  
wie bei dir. Es ist ja jedesmal ein  
bischen anders, aber es wird jedesmal  
dabei über ein Leben entschieden,  
manchmal ohne daß man es weiß,  
und doch will ich dir sagen, eine Lie-  
be, wie sie dir Albert entgegenbringt,  
ist immer etwas Großes.“  
„Aber Mutter, du warst doch dage-  
gen.“  
„Ja, schau: du hast mich auch  
sonst nie um Rat gefragt, und als  
Mutter war ich dagegen, weil du erst  
16 Jahre alt bist. Und wenn ich dir  
als Freundin sagen soll, was ich  
meine, welches das Gute und Richtige  
ist: ich weiß es nicht.“  
„Wie war's denn bei dir?“  
„Ja, das will ich dir schon er-  
zählen, wie es bei mir war.“  
Sie machte den Arm los, das Mäd-  
chen setzte sich aufrecht und lehnte  
sich an ihre Schulter. Leise begann  
die Frau und mit einer solchen Zärt-  
lichkeit, als wollte sie jedes Wort ih-  
rer eigenen Erinnerungen lieblosen.  
„Ich war in meiner ersten Stel-  
lung; in einer kleinen Stadt war's  
in bayerischer Schwaben. Ich kann  
wohl sagen, ich hatte es gut getroffen,  
die Frau war neidisch auf mich und  
der Mann stolz, und die Kinder, über  
die ich zu wachen hatte, hatten mich  
recht lieb. Wenn ich über die Stra-  
ße ging, blieben nicht nur die jun-  
gen Burschen stehen — ja, wenn man  
so 18 Jahre zählt und schön ist, da  
ist man reich — das weiß ich jetzt  
erst so richtig, nun ich 58 bin.“  
Sie machte eine kleine Pause, das  
Mädchen blieb ganz still.  
„Wir arbeiteten damals recht viel;  
da ist das, was du in deinem Bureau  
zu tun hast, doch gar nichts dagegen.  
Wir saßen manchmal bis Mitternacht,  
wir, die Frau, eine liebe Mutter und  
ich; wir arbeiteten an einer Aussteuer  
von einem Sohn jener Mutter, die  
ich nannte. Dieser Sohn war ein  
Bruder des Mannes der Frau, bei der  
ich diene.“  
Er hieß Emil Neubauer und hatte  
eine Braut, die nicht einmal die Aus-  
steuer hatte; er war Lehrer drau-  
ßen in einem Dorf und kam öfter  
herein, um nachzusehen, wie weit wir  
mit der Aussteuer waren, und wir  
beide sprachen auch öfter allein zu-  
sammen, Emil Neubauer und ich.  
Und einmal am Abend war sein Br-  
uder und seine Schwägerin fort, da  
sagte er zu mir: ob ich denn auch recht  
fleißig gewesen sei bei seinen Sa-  
chen?  
Das will ich schon meinen, gab ich  
stolz zurück. Dann fachte er mich  
bei der Hand und sah mir so seltsam  
in die Augen, daß ich seinen Blick  
nicht ertragen konnte. Dann ging  
er und schloß die Türen und dann  
faßte er mich mit beiden Händen und  
den Kopf und sagte leise: Marie, das

„Entrate, Signora.“ forderte sie  
mich mit heiferer Stimme zum Ein-  
tritt auf.  
Fruchte, modrige Dünste schlugen  
mir entgegen. Das Auge fand sich  
in dem tellerartigen Gewölbe nach  
schwer zurecht.  
Ich stand im Leichenschauhause der  
Stadt.  
„Dort — dort liegt die Signora,  
die heute früh aus dem Kanale der  
Giudecca gezogen worden ist,“ mur-  
melte die Alte.  
Das Zeitungsblatt, das ich noch  
immer in der Hand gehalten hatte,  
glitt knisternd auf den Boden. Ich  
preßte die Lippen aufeinander.  
Die Alte schlürfte an eine hölzerne  
Prüfische und schob ein schwarzes,  
lang herabhängendes Tuch zurück.  
Die Fremde lag vor mir!  
Sie schien zu schlafen. Auf den  
marmorbleichen, weichen Hügen lag  
sanfte Ruhe. Nur eine kleine Wunde  
störte, die an der Stirne klappte.  
Die geschlossenen Lider bedeckten  
die herrlichen, die wunderbaren Augen.  
Für immer. Erloschen war ihr  
Blick, aus dem so viel des Wechs, der  
Angst und Dual geucht hatte....  
Start, mit gefalteten Händen,  
stand ich, Haupt und Auge nach der  
Entseelten gewendet. So blieb ich  
lange in ihrem Anblick versunken.  
Und eine tiefe Trauer überkam  
mich. Als sei jemand mit Teures  
dem Tode zum Raub gefallen. Ein  
mir nahe verbundenes Wesen. Kein  
Fremdes.  
Schwer fiel es mir, von der erkal-  
teten Gestalt, die noch voll Anmut  
sahen, mich abzuwenden.  
Endlich fragte ich die alte Frau,  
ob man über die Tote Näheres  
wisse.  
Nein. In ihren Kleidern hatte sich  
nicht das geringste auf ihre Person  
Hinweisende gefunden. Nichts. Nur  
ein Päckchen Karte.  
„Kann ich es sehen?“  
„Sie wies auf einen Tisch.“  
Ich nahm die nassen Blätter, die  
da lagen und zum Teil zusammen-  
geklebten. Sie glitten durch meine zit-  
ternden Finger. Es war ein voll-  
ständiges Spiel. Bis auf eine Karte,  
welche fehlte.  
Ein Pique-Aff war nicht zu finden.  
Und als ich nun in die Brusttasche  
griff und das fehlende Blatt, dessen  
Rückzeichnung mit dem vor mir  
liegenden Spiele übereinstimmte, auf  
den Tisch legte, rief, darauf deutend,  
die Kaufbotin:  
„Mortel!“  
„Was soll das heißen?“ frug ich  
ungefühm.  
„Das Aff von Pique — in der  
Kartensprache — bedeutet es — den  
Tod!“  
Was ich empfand — wie könnte  
ich es schildern!  
Eine Botschaft hatte mir die rä-  
selhafte Karte bringen sollen?  
Einen Todesgruß?  
Oder einen Ruf um Hilfe? Bei-  
stand heischend?  
Eine Botschaft des verzweifeltsten  
Geschöpfes, dem kein Verständigungs-  
mittel zu Gebote stand, dem vielleicht  
die Hoffnung kam, ich würde sie ver-  
stehen und ihr Folge geben — der  
Unglücklichen, der der Tod vor Au-  
gen schweben mochte — der gewalt-  
same....  
Denn die Behörde glaubt an einen  
Wort.  
Nicht nur die Wunde spricht da-  
für, die Gestalt des Menschen,  
der gestern aufgetaucht und von der  
Fremden Seite nicht gewichen war.  
Er soll ein Haupt armenischer  
Verschwörer sein. Diese benützen zu  
ihren Zwecken Mädchen aus den  
edlsten Geschlechtern ihrer Heimat —  
und töten sie, wenn sie Berrat be-  
fürchten....  
Eine volle, liebliche Frauenstimme  
schallt vom Kanale her durch die  
schweigende Nacht.  
„Summend, singend, rein verflin-  
gend,  
Süß ersterbend kommt der Ton,  
Laßt und Welle führen schwingend  
Seinen letzten Hauch davon.  
Und die Rechte sent die Feder,  
Im Gebete schneigt das Herz....  
Und mir ist's, als trägen Engel  
Eine Seele himmelwärts.“....  
Meines Bleibens ist hier nicht länger.  
Ich reise morgen. Und sehne mich  
nach dem bebäuben Getriebe der  
Weltstadt. —

— Die Tante. Mutter: „Fritz-  
chen, du siehst ja so strahlend aus!“  
Fritzchen: „Ja, denke nur, Mama,  
Tante Mehlis hat mir einen Taler  
geschenkt!“  
Mutter: „Was! Die geizige Zie-  
wolle sagen, die sparane Tante?  
Ja, wie ging denn das zu?“  
Fritzchen: „Tante sprach davon,  
daß sie jetzt bald Geburtstag hätte  
und dann vierzig Jahre würde.“  
Mutter: „Na, das ist stark! Schon  
mehr unglücklich! Die wird ja schon  
... Aber, das tut nichts zur Sache.  
Wie ging es denn weiter?“  
Fritzchen: „Ich habe es ja auch  
nicht geglaubt, weil Papa erst neulich  
sagte, daß man der Tante immer nur  
die Hälfte geben dürfte. Und da  
sagte ich zur Tante: „Ach, — äh,  
das glaube ich nicht! Du bist erst  
zwanzig.“ Und da schenkte sie mir 'n  
Taler.“

**Uberglaube in der Krankenpflege.**  
Je mehr heute die wissenschaftliche  
Krankenpflege als berechtigter Be-  
standteil der Heilkunst Anerkennung  
findet, desto mehr müssen alle Borur-  
teile schwinden, die namentlich bezüg-  
lich der Krankenpflege noch vielfach  
herrschen. So herrscht auch in gebil-  
deten Kreisen zum Teil noch die An-  
sicht, daß Kranke Menschen die Wäsche  
nicht wechseln dürfen, und daß man  
die Kranken nicht waschen dürfe. In  
Deutschland ist vielfach der Glaube  
verbreitet, daß bei einer ansteckenden  
Krankheit in der Wohnung oder im  
Hause die noch nicht befallenen Mitbe-  
wohner sich dadurch vor Ansteckung  
bewahren, daß sie sich — Knoblauch  
auf den Leib legen. Noch viel ver-  
breiteter ist die Scheu, den Kranken  
an gewissen Wochentagen zum ersten-  
mal wieder aufzustehen zu lassen. Die  
also verpönten Tage wechseln oft in  
den einzelnen Gegenden. Besonders  
wenig beliebt sind in dieser Bezie-  
hung der Montag, der Freitag und  
der Sonntag. Ein weiterer Uberg-  
laube, der vielfach in ländlichen  
Kreisen herrscht, ist, daß man eine  
Krankheit nicht überstehe, wenn man  
kurz vor dem Geburtstag krank  
werde. Ebenso gilt eine eingetretene  
Besserung einer Krankheit, wenn sie  
an gewissen Tagen erfolgt, als ein  
ungünstiges Zeichen. Namentlich der  
Sonntag und der Donnerstag sind in  
dieser Hinsicht vielfach gefürchtet.  
Derartige Vorurteile können zuwei-  
len gienemlichen Schaden anrichten, da  
sie nicht selten den ärztlichen Anord-  
nungen direkt entgegenstehen.

— Unterschied. In der  
Gaststube hatten sich die Bauern toll  
aufgejassen, ein größliches Geschrei  
erfüllte den Raum.  
Im Nebenzimmer ging es sehr leb-  
haft zu, der Wein hatte die Zungen  
gelöst.  
— O weh! A.: „Wie sind Sie  
denn bloß durch die Menschenmenge  
hindurch gekommen? Ich müßte eine  
halbe Stunde warten!“  
B.: „Ich habe die Zigarette geraucht,  
die Sie mir gestern berecht haben, be-  
nimm sie jetzt!“

„Ente, Signora.“ forderte sie  
mich mit heiferer Stimme zum Ein-  
tritt auf.  
Fruchte, modrige Dünste schlugen  
mir entgegen. Das Auge fand sich  
in dem tellerartigen Gewölbe nach  
schwer zurecht.  
Ich stand im Leichenschauhause der  
Stadt.  
„Dort — dort liegt die Signora,  
die heute früh aus dem Kanale der  
Giudecca gezogen worden ist,“ mur-  
melte die Alte.  
Das Zeitungsblatt, das ich noch  
immer in der Hand gehalten hatte,  
glitt knisternd auf den Boden. Ich  
preßte die Lippen aufeinander.  
Die Alte schlürfte an eine hölzerne  
Prüfische und schob ein schwarzes,  
lang herabhängendes Tuch zurück.  
Die Fremde lag vor mir!  
Sie schien zu schlafen. Auf den  
marmorbleichen, weichen Hügen lag  
sanfte Ruhe. Nur eine kleine Wunde  
störte, die an der Stirne klappte.  
Die geschlossenen Lider bedeckten  
die herrlichen, die wunderbaren Augen.  
Für immer. Erloschen war ihr  
Blick, aus dem so viel des Wechs, der  
Angst und Dual geucht hatte....  
Start, mit gefalteten Händen,  
stand ich, Haupt und Auge nach der  
Entseelten gewendet. So blieb ich  
lange in ihrem Anblick versunken.  
Und eine tiefe Trauer überkam  
mich. Als sei jemand mit Teures  
dem Tode zum Raub gefallen. Ein  
mir nahe verbundenes Wesen. Kein  
Fremdes.  
Schwer fiel es mir, von der erkal-  
teten Gestalt, die noch voll Anmut  
sahen, mich abzuwenden.  
Endlich fragte ich die alte Frau,  
ob man über die Tote Näheres  
wisse.  
Nein. In ihren Kleidern hatte sich  
nicht das geringste auf ihre Person  
Hinweisende gefunden. Nichts. Nur  
ein Päckchen Karte.  
„Kann ich es sehen?“  
„Sie wies auf einen Tisch.“  
Ich nahm die nassen Blätter, die  
da lagen und zum Teil zusammen-  
geklebten. Sie glitten durch meine zit-  
ternden Finger. Es war ein voll-  
ständiges Spiel. Bis auf eine Karte,  
welche fehlte.  
Ein Pique-Aff war nicht zu finden.  
Und als ich nun in die Brusttasche  
griff und das fehlende Blatt, dessen  
Rückzeichnung mit dem vor mir  
liegenden Spiele übereinstimmte, auf  
den Tisch legte, rief, darauf deutend,  
die Kaufbotin:  
„Mortel!“  
„Was soll das heißen?“ frug ich  
ungefühm.  
„Das Aff von Pique — in der  
Kartensprache — bedeutet es — den  
Tod!“  
Was ich empfand — wie könnte  
ich es schildern!  
Eine Botschaft hatte mir die rä-  
selhafte Karte bringen sollen?  
Einen Todesgruß?  
Oder einen Ruf um Hilfe? Bei-  
stand heischend?  
Eine Botschaft des verzweifeltsten  
Geschöpfes, dem kein Verständigungs-  
mittel zu Gebote stand, dem vielleicht  
die Hoffnung kam, ich würde sie ver-  
stehen und ihr Folge geben — der  
Unglücklichen, der der Tod vor Au-  
gen schweben mochte — der gewalt-  
same....  
Denn die Behörde glaubt an einen  
Wort.  
Nicht nur die Wunde spricht da-  
für, die Gestalt des Menschen,  
der gestern aufgetaucht und von der  
Fremden Seite nicht gewichen war.  
Er soll ein Haupt armenischer  
Verschwörer sein. Diese benützen zu  
ihren Zwecken Mädchen aus den  
edlsten Geschlechtern ihrer Heimat —  
und töten sie, wenn sie Berrat be-  
fürchten....  
Eine volle, liebliche Frauenstimme  
schallt vom Kanale her durch die  
schweigende Nacht.  
„Summend, singend, rein verflin-  
gend,  
Süß ersterbend kommt der Ton,  
Laßt und Welle führen schwingend  
Seinen letzten Hauch davon.  
Und die Rechte sent die Feder,  
Im Gebete schneigt das Herz....  
Und mir ist's, als trägen Engel  
Eine Seele himmelwärts.“....  
Meines Bleibens ist hier nicht länger.  
Ich reise morgen. Und sehne mich  
nach dem bebäuben Getriebe der  
Weltstadt. —

— Die Tante. Mutter: „Fritz-  
chen, du siehst ja so strahlend aus!“  
Fritzchen: „Ja, denke nur, Mama,  
Tante Mehlis hat mir einen Taler  
geschenkt!“  
Mutter: „Was! Die geizige Zie-  
wolle sagen, die sparane Tante?  
Ja, wie ging denn das zu?“  
Fritzchen: „Tante sprach davon,  
daß sie jetzt bald Geburtstag hätte  
und dann vierzig Jahre würde.“  
Mutter: „Na, das ist stark! Schon  
mehr unglücklich! Die wird ja schon  
... Aber, das tut nichts zur Sache.  
Wie ging es denn weiter?“  
Fritzchen: „Ich habe es ja auch  
nicht geglaubt, weil Papa erst neulich  
sagte, daß man der Tante immer nur  
die Hälfte geben dürfte. Und da  
sagte ich zur Tante: „Ach, — äh,  
das glaube ich nicht! Du bist erst  
zwanzig.“ Und da schenkte sie mir 'n  
Taler.“

Uberglaube in der Krankenpflege.  
Je mehr heute die wissenschaftliche  
Krankenpflege als berechtigter Be-  
standteil der Heilkunst Anerkennung  
findet, desto mehr müssen alle Borur-  
teile schwinden, die namentlich bezüg-  
lich der Krankenpflege noch vielfach  
herrschen. So herrscht auch in gebil-  
deten Kreisen zum Teil noch die An-  
sicht, daß Kranke Menschen die Wäsche  
nicht wechseln dürfen, und daß man  
die Kranken nicht waschen dürfe. In  
Deutschland ist vielfach der Glaube  
verbreitet, daß bei einer ansteckenden  
Krankheit in der Wohnung oder im  
Hause die noch nicht befallenen Mitbe-  
wohner sich dadurch vor Ansteckung  
bewahren, daß sie sich — Knoblauch  
auf den Leib legen. Noch viel ver-  
breiteter ist die Scheu, den Kranken  
an gewissen Wochentagen zum ersten-  
mal wieder aufzustehen zu lassen. Die  
also verpönten Tage wechseln oft in  
den einzelnen Gegenden. Besonders  
wenig beliebt sind in dieser Bezie-  
hung der Montag, der Freitag und  
der Sonntag. Ein weiterer Uberg-  
laube, der vielfach in ländlichen  
Kreisen herrscht, ist, daß man eine  
Krankheit nicht überstehe, wenn man  
kurz vor dem Geburtstag krank  
werde. Ebenso gilt eine eingetretene  
Besserung einer Krankheit, wenn sie  
an gewissen Tagen erfolgt, als ein  
ungünstiges Zeichen. Namentlich der  
Sonntag und der Donnerstag sind in  
dieser Hinsicht vielfach gefürchtet.  
Derartige Vorurteile können zuwei-  
len gienemlichen Schaden anrichten, da  
sie nicht selten den ärztlichen Anord-  
nungen direkt entgegenstehen.